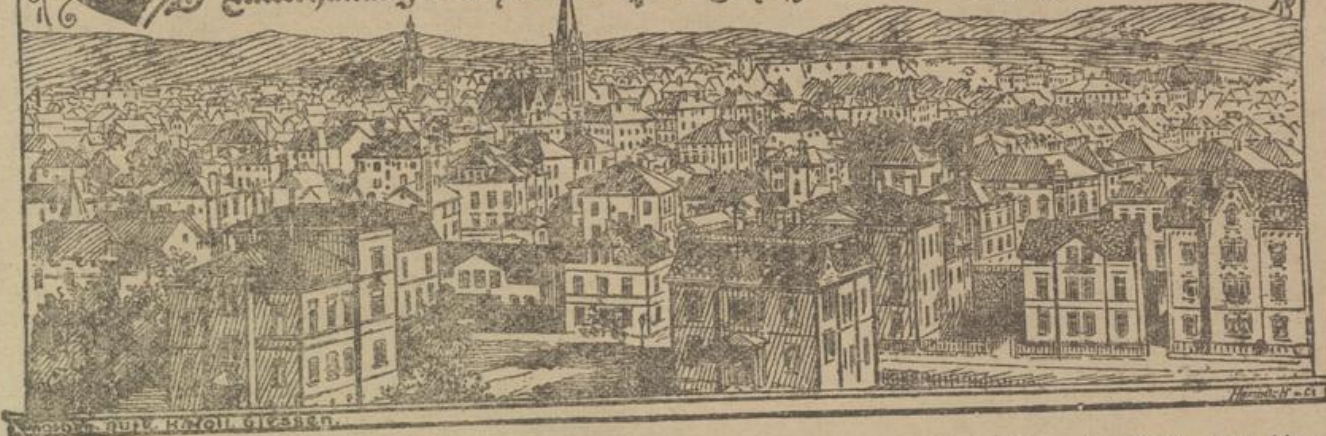


Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.
Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

Atterley saß in überhäumender Dankbarkeit mit beiden Händen nach Longfords Rechten.

„Sie sind mein Lebensretter, Kap't'n! Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll. Ich könnte für Sie in die Themse springen. Wenn Sie jemals einen Menschen brauchen, der für Sie einen gefährlichen Dienst tun soll, dann denken Sie meiner! Ich wollte um meinwillen, ich hätte recht bald die Gelegenheit, Ihnen irgendwie nützlich zu sein.“

Da fanden des jungen Offiziers Gedanken den Weg zu ihres Kreises Mittelpunkt.

„Sie können mir vielleicht früher helfen, als Sie und ich ahnen. Wenn Sie mir einen Dienst erweisen wollen, so achten Sie bei Durchsicht der holländischen Post darauf, ob Angriffe auf mich darin enthalten sind. Wissen Sie,“ fuhr er unbefangen fort, als er des andern Bestürzung bemerkte, „durch meine Abweisung des „Telegraaf“-Berichterstatters habe ich mir wohl Feinde gemacht. Ich besorge beinahe: es ist jetzt schon eine Verschwörung wider mich im Gange.“

Der Barmixer klapperte vernehmlich mit Tellern und Gläsern. Erst jetzt bemerkten sie, daß im Raum fast alle Lichter gelöscht worden waren. Die Zeit, da man bis zur Morgendämmerung im Klub sitzen konnte, war vorbei. Draußen war Krieg, und im Innern wurden die Klubs allmählich früher geschlossen. Sie waren fast die letzten im Barraum.

Als sie sich trennten, hatte zwar Longford nichts von Lady Edith erfahren, aber dafür die Ueberzeugung erlangt, wieder einen gewaltigen Schritt vorwärts gekommen zu sein.

Und Atterley stürzte freudig bewegt die Treppen zu seinem Heim empor. Den Brief an Lord Southbriffe schickte er nicht ab; aber den Werbeauftrag von Lord Derby, der noch unverkehrt samt seiner eigenen Anschrift auf dem Schreibtisch lag, riß er in tausend kleine Fetzen entzwei.

Neuer Lebensdrang quoll in ihm auf.

10. Kapitel.

Zwei Briefe.

Seit einer Stunde saß er und wartete ... Wartete ... Es war zum Verzweifeln. Er sprang auf und holte sich Feuer. Seine Stummelpfeife war schon zum dritten Male kaltgebrannt.

Er hatte gewußt, er werde um seinen Kopf spielen, aber doch wenigstens anders, als er's jetzt tun mußte. Sein Leben war ihm sicherlich nicht mehr wert gewesen, als das der Millionen Kameraden, die auf den Schlachtfeldern Belgiens, Frankreichs, in Galizien, Polen und Kurland, in Serbien und an den Dardanellen bluteten und weiter

bluten würden ... Jetzt sah er im Geiste, wie die alte Erzellenz von Grundherr den Schnurrbart kräufelte und in ihrer kühlen Art den „Fall Longford“ mit den Worten abtat:

„Schade um den Jungen! Habe ihn noch vor den Weibern gewarnt ... Wie sagt der Dichter? Schöner Aufwand, schmählich vertan?“ ... Schade, schade um den Jungen!“

„Pfui Teufel, das war ein ruhmloses Ende!“

Er war aber auch zu töricht! Gerade, da er sozusagen an der lauterer Quelle saß und den Born nur auszus schöpfen brauchte, mußte er sich selbst die Barbe vom Antlitz reißen ...

Er stampfte mit dem gesunden Fuße auf und versuchte sich dadurch abzulenken, daß er die grausamsten Flüche auf Englisch formte.

Dann ließ er sich wieder in dem altmodischen Großvaterstuhl nieder und ging mit sich zu Rade.

Eigentlich — bei Gott — die Sache war gar nicht so ungeschickt eingefädelt. Es war wohl noch das Klügste, was er tun konnte, wohl die einzige Möglichkeit, sich mit ein paar blauen Flecken und leichten Schrammen aus der unangenehmen Klemme zu ziehen.

Er schob die Schreibtischschublade auf und entnahm ihr seine Briefmappe. Ein Druck auf das Geheimschloß, und ein Schlüsselloch ward sichtbar, in das ein sonderbar geformter, bartloser Schlüssel mit dreieckigem Schaft paßte. ... Er mußte den Entwurf nochmals übersehen.

„My lady,

Durch einen Boten sende ich Ihnen diesen Brief. Ich bitte Sie, demselben auch Ihre Antwort anvertrauen zu wollen.

My lady, ich bin gestern im Groll von Ihnen geschieden. Aber Sie wissen selbst, daß man Ihnen nicht böse sein kann. Ich Ihnen am allerwenigsten.

Ich bin seelisch noch zu sehr erschüttert von alledem, was gestern auf mich einstürzte. Meine Gedanken wollen sich nur schwer zur Klarheit formen lassen ... Ich weiß nur eines, My lady, ich habe Sie über alle Maßen lieb.

Und wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen dies zu gestehen, so tue ich dies in dem Glauben, daß für Sie diese Gefühle schon seit Tagen kein Geheimnis mehr sind. Sie müßten nicht die geistig hochbedeutende Frau sein, als die ich Sie schätze, wenn Sie nicht vom ersten Tage an, von der ersten Stunde unseres Beisammenseins bemerkt hätten, wie unlöslich mich Ihr seenhafte Wesen, Ihre geistige wie körperliche Schönheit in Bann geschlagen ... Ich glaube, daß Sie längst wissen, was und wie ich für Sie fühle.

Ich brauche Ihnen kein Lob über Ihre persönlichen Werte zu singen. Sie haben das alles wohl oft genug gehört. Mit platten Alltäglichkeiten möchte ich Sie verschonen.

Und wenn Sie wirklich noch im Zweifel über meine Gefühle sein konnten, so hätte Sie die Stunde gestern sehend gemacht, die Stunde, da — ich schäme mich nicht, es frank

heraus zu sagen — der Vulkan meiner Gefühle den Eisblock meines Verstandes in seinen Feuern begrub.

Und da Mylady leider in diesem Augenblick, veranlaßt durch eine unbedachte, aber harmlose Aeußerung von mir, eine Vermutung aussprachen, die ich als britischer Offizier nicht zu ertragen imstande war, konnte ich zu meinem lebhaften Bedauern nicht mehr aussprechen, was mein Herz zutiefst bewegt, und muß nun in diese Sätze quälen, was sich gestern noch mit drei kurzen Worten hätte sagen und fragen lassen.

Mylady, es wird vielleicht vermissen, vielleicht ungeschickt klingen . . . aber ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Ihnen die Gefühle, die ich für sie hege, nicht gleichgültig geblieben sind. Ja, die Küsse, die beseligend auf meinen Lippen brannten, ließen mich beinahe glauben, als könnten Mylady diese Gefühle erwidern.

Mylady, ich kann keine schönen Worte machen, ich bin kein Dichter, sondern ein Mann der Tat. Ich weiß, was ich der Ehre einer Dame, was ich der eigenen Ehre schuldig bin. Ein Mann wie ich bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Man bricht nicht einen Edelstein aus einer Krone, solange die ganze Krone noch zu erstreiten ist. Und darum kenne ich keine anderen Folgen der trotz des abschließenden Mißglücks herrlichen Stunde des gestrigen Tages, als die zwei Fragen, die den Zweck dieses Briefes bilden:

Wollen Sie meine Frau werden?

Darf ich bei Ihrem Vater um Ihre Hand anhalten?

— Ich möchte diese Frage aber nicht aussprechen, ohne noch einiger persönlicher Einzelheiten Erwähnung getan zu haben.

Sie wissen ja aus den Zeitungen das Meiste über mich, daß ich Kanadier bin, in der Gegend von Ottawa eine Farm besitze, nicht reich, aber wohlhabend bin, wissen auch, daß ich jetzt im Generalstab eine aussichtsreiche Stellung bekleide. Sie brauchen als meine zukünftige Frau nur den Wunsch zu äußern und ich lehre nie mehr nach Amerika zurück. Die Farm wird verkauft und ich bleibe Offizier im Generalstab, wo man mich wohl weiter verwenden wird.

Ich bin auch der Meinung, daß Sie in den wenigen Tagen, die es mir vergönnt war, mit Ihnen unter einem Dache zu atmen, schon Gelegenheit hatten, über die rein menschlichen Garantien ins Reine zu kommen, die ich zu bieten vermöchte.

Wenn ich heute bereits die entscheidenden Fragen an Sie zu richten wage, so mag dies vielleicht übereilt erscheinen; aber der Krieg und die hierdurch bedingten außergewöhnlichen Begleitumstände, die uns zusammengeführt, rechtfertigen dies ebenso sehr wie der tatsächliche Umstand, daß man sich in wenig Tagen ununterbrochenen Beisammenseins wohl rascher kennen lernen kann, als wenn man sich alle paar Wochen in festlichen Gesellschaften gesehen und nur flüchtig gesprochen hätte.

Ich selbst, Mylady, bin nicht mehr jung genug, um wie ein Bögling von Eton College Feuer zu fangen, noch schon zu alt, als daß meine Liebe wie ein Strohsfeuer verlöschen könnte.

Mylady, der Bote wartet auf Antwort. Sagen Sie bitte nicht nein! Und wenn Sie heute noch nicht durch ein Ja sich binden können, wenn Sie mich länger prüfen wollen, dann rauben Sie mir wenigstens die Hoffnung nicht! Sind Sie aber über mich im Klaren, so bitte ich, sich versichert halten zu wollen, daß Ihr Ja zum Halbgott macht

Ihren getreu ergebenen

Longford,

Hauptmann im Großen Generalstab."

Er überflog die Zeilen mehrmals mit ingrinniger Befriedigung.

Bei Gott, das war der sonderbarste Liebesbrief, den er sich denken konnte. Er war nicht ungeschickt, und würde seinen Zweck bei einer Britin sicher nicht verfehlen. So nebensächlich mußte das Vorkommnis behandelt werden, als könne ihm gar keine ernste Bedeutung beigemessen werden; so schaffte man's am besten aus der Welt.

Selbstverständlich würde sie ihm eine Absage erteilen. Daran war nie und nimmer zu zweifeln. Er war für sie die Laune einiger Stunden, Tagebuchblätter eines Backfischs, Ausflugs-erinnerungen einer Sommerfrischlerin. Sie würde schon als Erbin des Zeitungskönigs niemals die Hand einem bürgerlichen Offizier ohne Namen und Beziehungen reichen. Solche Herren läßt man sich zu Tisch, mit solchen Herren tändelt man, man liebt sie vielleicht und läßt sich von ihnen

lieben, aber . . . man heiratet sie nicht, am wenigsten dann, wenn man Lady Edith heißt, oder . . . er müßte ein schlechter Menschenkenner sein. . . .

Aber ob er wirklich mit diesem geheuchelten Liebesbrief den Eindruck der verräterischen deutschen Worte verwischen würde? Ob sie ihm nun glauben würde, daß er ein britischer Offizier sei?

Er zog die Uhr . . . Zu dumm! Der Bote mußte doch längst zurück sein. . . .

Dies Warten war entsetzlich . . . Er hatte das Gefühl, als würden seine Nerven zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben.

Dicke Rauchwolken paßte er vor sich hin, als wollte er sich in einen Nebelschleier einspinnen. Dann schüttete er den Inhalt des Pfeifentopfes in einen Becher des Rauchtisches und stand auf.

Wenn's nicht um Hals und Kopf ginge, wäre die Sache eher lustig gewesen. Teufel auch! Es war doch spaßhaft, einer Dame einen Liebesbrief zu schreiben, nur um einen Korb zu bekommen. Aber — er erblaßte — wenn er nun Gefühle durch diesen Brief in ihr erweckte, die er niemals aufrichtig für sie hegte, wenn sie ihm nun ihr Jawort gab, dürfte er, um Hals und Kopf zu retten, das gleiserische Spiel so weit treiben? Sich womöglich gar mit ihr verloben. Freilich, an den Verlobten der Lady Southriffe wagte sich so leicht kein Verdacht heran. . . . Aber . . . in diesen Dingen hencheln?!

Gewiß, im Kriege war jede List erlaubt, — versteht sich, im Kampfe, Mann gegen Mann. Wenn man mit einer Lüge, mit Verstellung und Tücke das Leben von tausenden braver Landsleute retten kann, — sei's drum! Man führte den Krieg nur um des Friedens willen, und um den herbeizuführen, war jedes Mittel recht, — ja wohl jedes! Unbedenklich! . . . Nur, . . . nur das nicht!

Er sträubte sich dagegen, um solcher Männerzwecke willen den Ruf einer Dame zu gefährden, obgleich . . . Das mußte wohl der alte, unausrottbare Thunelbaglaube der Deutschen sein, der dem Zweifel in seinem Herzen zum Durchbruch verhalf. Und da erwachte mit einem Male Groll und Haß gegen dieses Weib in ihm, das ihm sein Geheimnis zu entlocken gewagt. Geschähe ihr recht! Das sollte seine Rache sein! Seine Rache!

Das heißt . . . nein, er wollte nicht darüber nachdenken. Nicht darüber! Wer denkt, zweifelt. Wer zweifelt, strauchelt. Wer strauchelt, fällt. Und er mußte, sollte, wollte blindlings-aufrecht den Weg verfolgen, den zu beschreiten ihm die Vorsehung auftrug.

Seine Gedanken wanderten ab.

Vielleicht schlummerten im Hintergrunde seiner Seele gleich unverschlossenen Bläsen andere Pläne.

Er erinnerte sich des alten Palastes am Hydepark, wo Marianne von Roggenhufen ihre Tage der Trauer um die heimgegangene Schwester hinbrachte.

War's wirklich nur Mitleid mit der Trauernden, Mitleid mit der einsamen Seele, die hier düsterte? Ober war's mehr?

Nein! Nicht denken! Nicht denken! Er wollte es nicht wissen, durfte es nicht!

Er stand mitten im Zimmer. Ein schwerer Atemzug hob seine Brust. . . .

Bei Gott, er hatte früher kaum geahnt, wie schwierig das Werk sich anlassen werde. Das schien alles so selbstverständlich einfach: Man arbeitete im Stabe und spähte alle Gelegenheiten aus, seinem Vaterlande zu nützen, schrieb harmlose Briefchen an die Vertrauensleute nach Holland, . . . das war ja kaum heldenhaft.

Aber diese Qual schlafloser Nächte, dieser Alpdruck beängstigender Träume, diese an Wahnsinn grenzende Beherrschtheit in Blick und Miene, dies fete Fieber der Erregung, das nicht nachließ, nicht eine Minute, nicht eine Sekunde, nicht Tag und Nacht, dieser fürchterliche Schmerz in der Brust, als wollte das Herz ins Diefenhafte wachsen, die Bände der Rippen sprengen, — dem widerstanden die besten Nerven nicht.!

Er war entschieden krank geworden, von gestern auf heute . . . das heißt, vielleicht war ihm die Krankheit erst jetzt zum Bewußtsein gekommen, vielleicht war das . . . war das der Anfang des . . . Irzsinns. Grausen erfaßte ihn.

Er dachte des Tages von Carency. Im Mai war's gewesen. Mit seiner Maschinengewehrkompanie war er in vorderster Stellung gelegen, Stunde auf Stunde im wütend-

fen Feuer. Er hatte nicht mehr gehofft, den Tag zu überleben. Und keiner seiner Leute hatte die Kaltblütigkeit bewahrt. Sie waren stumm dagelegen in dem strotzenden Lärm der todspeienden Granaten und hatten gebetet. Die Lippen des Spötters selbst formten zitternd ein Gebet. Und immer weniger wurden sie, immer weniger. . . Links und rechts sausten die schweren Granaten heran. Man konnte nicht vorwärts. Man konnte nicht zurück. Man mußte bleiben, ausharren, ob man wollte oder nicht. Und Stunde auf Stunde zerrann. Und jede Stunde hatte sechzig Minuten! Am Abend lebten von 173 Mann gerade 32. Und noch stürmte sie nicht. Noch stürmten sie nicht! Noch ließ die Hölle ringsum ohne Unterlaß Tod und Verderben plagen. . . Neben ihm hielt der Unteroffizier, der tüchtigste Kerl der ganzen Kompanie, bei seinem Maschinengewehr. Ihn schien nichts anzufechten. Scharf lugte er nach vorne
(Fortsetzung folgt.)

Die gefährliche Geometrie.

Von Alfred Bratt.

Es handelt sich — zur Verhöhnung geometriefeindlicher einstiger Benützer sei es gesagt — nicht um eine jener Aufgaben, die wir niemals zu lösen vermochten, die uns beim Abitur fast Kopf und Kragen kosteten und die nun in ängstlichen Träumen wiederkehrt, um uns so durch zeitweilige, albdrunderwerbende Besuche bis ans Ende unseres Erdenwallens zu verfolgen. Es handelt sich überhaupt weniger um eine wissenschaftliche, als um eine zeitgemäße und durchaus wahrhaftige Geschichte, die darlegt, daß der Krieg der Phantasie im Tragischen wie im Komischen überhaupt keine Grenzen mehr zu setzen scheint.

Es handelt sich, kurz gesagt, um einige Würfel.

Diese Würfel waren aus Holz und überdies die sinnreiche Erfindung des Besizers eines Ladens für Unterrichtsmaterial. Der Erfinder mochte als Junge wohl über die Geheimnisse des Würfels und die sich daran anschließenden geometrischen Erkenntnisse gestolpert sein und es darum für seine Pflicht halten, der neuen Generation den Weg nach vornwärts zu erleichtern. Oder aber er dachte, durch diese neuartige Ware seine schmalen Einkünfte zu heigern. Wie immer dem sein mochte: die Erfindung ward gemacht, an dieser Tatsache, die sich durch mancherlei wunderbare Ereignisse fähbar machte, ist nicht zu rütteln und zu deuten.

Die — wie schon erwähnt — hölzernen Würfel hatten verschiedene Größen und verschiedene Farben. Mit ihrer Hilfe sollte es möglich sein, ein großes Gebiet der Volksschulgeometrie, die Kunde vom Quadrat, vom Dreieck, vom Würfel, vom Rauminhalt usw. den Kindern praktisch begreiflich zu machen. So hatte der Schulwarenhändler ein gutes, zu begrühendes Werk getan, indem er sein aus Papier, Stiften und Linealen bestehendes Lager um diese Würfel bereicherte.

Der Papa des kleinen Georg, der seinem Söhnchen ein paar neue Feste besorgen wollte, kaufte als erstes diese Würfel (denn die Geometrie war leider Georgs schwächste Seite) und brachte sie als Ueberraschung nach Hause. Dort legte er das Paketchen auf den Tisch im Vorzimmer und vergaß im weiteren Lauf der Dinge darauf.

Au diesem Tag ließ in der Familie Georgs das Mittagessen ungewöhnlich lange auf sich warten. Die Köchin wurde zitiert und mußte sich manden wenig ehrenvollen Schmeichelnamen gefallen lassen — aber das half alles nichts: die Suppe wollte und wollte nicht fertig werden. Endlich brachte Marie heulend den Suppentopf herein und schlüchte etwas von neuen Erfasmitteln, die den verknüpflichsten und gebildigsten Menschen wahnsinnig machen könnten. Aus dem Rand der Suppentopfförmung schwebte wie sonst trauriger Dampf empor, dem aber der übliche schwachhafte Wohlgeruch gänzlich mangelte. Und was eine Suppe sein sollte, erwies sich bei näherer Untersuchung als heißes Wasser — jawohl, als chemisch völlig reines heißes Wasser. Da an diesem geeigneten Tage Fleisch- und Fettlosigkeit zusammenfielen und überdies die Gemeindegroepen infolge Zuspätkommens nicht mehr hatten „erstanden“ werden können, waren Horn und Enttäuschung groß. Noch größer aber war die Ueberraschung, als man beim Ausleeren des nicht mehr diesen Namen verdienenden Suppentopfes eine Anzahl verschieden gefärbter Würfel fand, die sich bei näherer Untersuchung als hölzern herausstellten. Marie hatte nämlich das Paketchen geöffnet und geglaubt, der gnädige Herr habe einige der neuen Niesensuppenwürfel gekauft, über die kürzlich in den Zeitungen geschrieben worden war.

Die mißverständlichen geometrischen Behelfsmittel wurden also von dem heißen Bade getrocknet und dann in Georgs Schultasche gesteckt.

Am nächsten Morgen trabte Georg stolz zur Schule, in dem erhebenden Bewußtsein, gewissermaßen als Pionier der Wissenschaft eine bedeutsame Rolle zu spielen, und in der Hoffnung, jetzt doch noch eine Verlesung zu erzwingen. In der Klasse hütete Georg die Wunderwürfel vor den neugierigen Blicken seiner Kameraden, um sie erst zu Beginn der Geometriestunde aus der Tasche zu holen und sorgsam, aber klappernd, in schöner Reihe auf das Bult zu legen. Der Lehrer kam mit einem Niesenschritt herbei, betrachtete diese schon durch das Angewohnte aufreizende

Handlungsweise und brüllte dann, er gestatte keine Geduldspiele während des Unterrichts. Georgs Einwände wurden im Keime erstickt, er selbst aber wurde aus einem Panier neuer und praktischer Unterrichtsmethoden ein kleiner Junge, der eine Stunde nachhören mußte und wegen Frechheit ins Klassenbuch geschrieben wurde.

Damit war die Schulkariere der Würfel kurz, aber glorreich vollendet.

In Hause wollte man die Unglücksgebilde gerade in den Ofen stecken, als zufälligerweise der seit gestern amtierende „Kommissar zur Kontrollierung der Kriegsbeheizungsmaßnahmen in Privatverhältnissen“ einen kleinen Besuch abkattete. Dieser ebenfalls pflichtbewußte, wie würdige Mann über sah mit einem einzigen Beamtenblick die Situation, zog sein dicker Dienstbuch hervor, schlug Seite 879 auf, verlas den Absatz 3e des Paragraphen 24 des Gesetzes über das Verbot anderer als der ausdrücklich vom Landesrat rationierten und freigegebenen Beheizungsmitel und erhob wegen unpatriotischen Verstoßes gegen eine Kriegsvorschrift eine Ordnungstrafe von 125 Mark.

Man kann sich daher leicht denken, wie froh Georgs Vater war, als der zu Besuch weilende dänische Onkel Johannsen sich bereit erklärte, die schicksalshängenden Würfel nach Neutralität mitzunehmen als Geburtstagsgeschenk für seinen Sproßling, der eine greifbare Erleichterung zur Einführung in die Geheimnisse des Geometrieunterrichtes sehr gut gebrauchen dürfte. Onkel Johannsen packte also die Würfel in seinen Reisekoffer und fuhr ab in dem fröhlichen Glauben eines Mannes, der ein reines Gewissen hat und ein kostloses Geschenk nach Hause bringt.

Die Familie des kleinen Georg war mehrere Stunden später mit dem Verzehren der — diesmal aus anderen, als hölzernen Würfeln verfertigten — Suppe beschäftigt, als der Postbote erschien und ein Telegramm überbrachte. Die Drahtnachricht kamme von Onkel Johannsen, war von der deutsch-dänischen Grenzstation datiert und besagte ganz Furchterliches. Der Onkel war wegen versuchten Schmuggels und Verstoßes der Gesetze über das Verbot der Ausfuhr von Lebens- und Erbsamitteln noch auf deutschem Boden verhaftet worden. Sein Hinweis auf die Tatsache, daß die Würfel doch aus Holz seien, hatte die Untersuchungskommission keineswegs ein genügender Beweis dafür gedünkt, daß es sich nicht um für Nahrungszwecke bestimmte Würfel handle. Da aber Georgs Vater einen Herrn kannte, dessen Baschfrau mit dem Sohne eines Ausländers am Auswärtigen Amt verschwägert war, konnte das Mißverständnis innerhalb 72 Stunden aufgeklärt werden. Onkel Johannsen und den Würfeln wurden die Freiheit und die Erlaubnis zur Weiterreise gegeben.

Doch ach, kaum war Onkel Johannsen über die Grenze gelangt, als er namentlich den dänischen Untersuchungsbeamten in die Hände fiel. Er wurde wegen Bestörung maskierter Sprengstoffe in Haft genommen. Drei Regierungsdemitter aus Kopenhagen wurden herbeizitiert und walteten sorgsam ihres Amtes. Die Zeitungen waren voll von dieser mysteriösen Angelegenheit. Besonders gut informierte Leser raunten vorichtig und vielfach von einem diplomatischen Zwischenfall. Als Onkel Johannsen nach ergebnislos verlaufener Untersuchung entlassen worden war, bogab er sich sofort in ein Kopenhagener Sanatorium, um sich von dem zweifelhaften Schreck und den Entbehrungen während der Haft zu erholen. Das corpus delicti hatte er in den Sand geworfen.

Die Kosten für die Würfel betragen namentlich: 2,50 Mk. Einkaufspreis, 125 Mk. Strafe, 600 Mk. Sanatoriumskosten. Also insgesamt 727,50 Mk.

Georg und der Sohn Onkel Johannsens wurden wegen traffer geometrischer Unkenntnis nicht verlest.

Die Londoner Times aber brachte einen zwei Spalten langen Artikel über den „Attentatsversuch eines von Deutschland besoldeten Agenten im neutralen Ausland“. Sagen Sie selbst, kann man da (wenn überhaupt) noch länger ein Anhänger der Geometrie sein? . . .

Mein neuester Film.

Aus der Werkstatt eines Kinodichters.

Von Paul Rosenhahn.

Telephon klingelt. „Hier Filmgesellschaft!“
„Wir müssen sofort einen Film haben. Detektivfilm, mit Joe Jenkins im Mittelpunkt.“

Jch: „Sofort? Unmöglich.“
„der Detektiv muß sympathische Gegenpielerin haben. Vielleicht junge Dame, die gelähmt ist, später geheilt. . .“
„Lieber Herr Direktor, das erfordert Zeit — vierzehn Tage — noch mehr.“

„Ausnahmsweise! Ein origineller Einfall — sowas schütteln Sie doch aus dem Ärmel!“

„Ein Detektivfilm ist niemals ein Einfall, sondern stets ein Komplex von Einfällen, die man sucht, findet, wieder verwirft, zurückholt. Was Sie da verlangen von heute auf . . .“

„Nicht meine Schuld. Fräulein Nadja Ibsen hat die Masern bekommen, und man können wir morgen „Die Löwenbrau“ nicht kurbeln. Uteker reserviert, Regisseur verpflichtet, sämtliche Darsteller engagiert; jeder Tag kostet zweitausend Mark! Soll ich die zum Fenster hinauswerfen? Wo Sie sehen ein . . .“

„Aber ich kann doch nicht über Nacht — —“

Büchertisch.

„Na also — um ganz offen zu reden: Montag müssen wir anfangen. Für Montag steht alles parat.“
 Ich blätterte in meinem Notizbuch. „Die Tiara des Saitaphernes“. Was meinen Sie dazu?
 „Ausgezeichnet! Mal ein Titel, bei dem man sich was denken kann, wenigstens der gebildete Teil des Publikums. Was ist das übrigens, die Tiara des Saitaphernes?“
 „Eine Tiara ist ein priesterlicher Kopfschmuck, und Saitaphernes war ein Hohenpriester. Gimmern Sie sich nicht der Geschichte? Die Tiara des Saitaphernes tauchte vor Jahren in Paris auf, und tout Paris strömte ins Louvre, um sich an der Schönheit dieses Kunstwerkes zu bewundern. Bis sich eines Tages herausstellte, daß das aufgelegte Kleinod ein ausgelegter Schwindel war, eine Fälschung, die ein junger Mann aus Odessa . . .“
 „Ja — Hauptsache ist, daß ich Montag früh das dreifertige Szenarium habe . . . etwa hundertzwanzig Szenen. Wdieu.“
 Kleine Pause. Ich lasse mir die Tiara des Saitaphernes durch den Kopf gehen. Wenn man vielleicht . . .“
 Telephon klingelt. Seine Hoheit der Darsteller des Joe Jenkhus: „Servus! Also Montag fangen wir an. Ich bin hier beim Direktor und habe euer Gespräch mit angehört. Hauptsache ist natürlich meine Rolle. Der Detektiv darf überhaupt nicht von der Reinwand herunterkommen, hörst du? Ich denke, mit dieser Tiara . . .“

„. . . Tiara.“
 Ich dringe nachts in eine düstere Kellerwerkstätte ein, in der ein junger Mann sitzt und fälscht.
 „Würde Zensur verbieten. Fälschen darf nicht gezeigt werden, ist Verbrechen.“
 „Also gut — sagen wir: die Tiara wird gestohlen. Ein Mann erbricht einen Geldschrank. . .“
 „Würde Zensur verbieten. Einbruchsdiebstahl ist Verbrechen.“
 „Domerdoetter . . . also: die Tiara häuft allein aus dem Geldschrank. Würde das die Zensur etwa auch verbieten?“
 „Allerdings: physikalische Unmöglichkeit — Irreführung des Publikums. Schluß!“
 Kleine Pause. Wenn man vielleicht . . . das Telephon klingelt. Fräulein Maria Bianca — die blonde Maria Bianca.
 „Grüß Gott.“ Sie spricht einen Dialekt, in dem alle möglichen Akzente mitleiden: ein bißchen Wienerisch, ein bißchen italienisch, ein bißchen kantonwärsisch. Sie denken doch an eine schöne Rolle für mich, lieber Freund?“
 „Selbstverständlich. Sie spielen eine Frau, die gelähmt . . .“
 „Sie sind wohl net g'scheid? Tanzen will ich. Die Rolle schmeiß ich net . . . Schluß.“ — Die Sache fängt gut an.
 Telephon klingelt: der Direktor: „Also die Frauenrolle muß anders werden. Keine Gelähmte. Tanzen muß sie . . .“
 Telephon klingelt: der Regisseur. Telephon klingelt: die Dame, die die Wirtschafterin des Detektivs spielt. Telephon klingelt, Telephon klingelt . . .“
 In diesem Lohndobohu sitzt der unglückliche Autor, schreibt — streicht aus — diktiert — telephoniert . . . ändert . . . und am Montag früh liest er dem versammelten Volke den in Tagen und Nächten mit Mühe und Not fertig gewordenen Film vor: „Die Tiara des Saitaphernes“, Detektivroman in vier Akten.
 Und der Direktor nickt und schüttelt den Kopf, und der Regisseur schüttelt den Kopf und nickt, und die Darsteller nicken und schütteln den Kopf, und dann sehen sie sich an und schütteln nochmals den Kopf: „So ein Kinodichter verdient sein Geld doch im Schlaf . . .“

St. Laurent.

Aus toten Augen eines toten Hauses spähend,
 Bewahr' ich nichts als Tod und Trauer:
 Viel Kreuzlein, schief und schlottrig stehend,
 Im Rahmen einer roten Ziegelmauer.
 Grabesstille. Frischgefall'ner Schnee.
 Die Natur ein einzig, weißes Weh;
 Kein Hauch des Lebens mich umschwebt;
 Bin ich das ein'ge, das hier lebt?
 Geblendet von den weißen Nebelweiten,
 Laß' ich den Blick im Morgendämmer gleiten.
 Und sieh: von Eisenstäbchen eingegittert,
 Steht auf zerstücktem Balkon
 Ein Blumentopf, am Rande nur zersplittert,
 Drin sproßt — wahrhaftig — Grünes schon.
 O Hoffnungsstraß! Ist dieses junge Grün
 Das neue Leben, das aus Trümmern soll erblüh'n?
 O weh! Noch ist's nicht Zeit:
 Verz ist noch weit!
 Zu früh erstandest du!
 Zu spät erlanntest du
 Der Sonne gleichnerischen Trug,
 Der dich belog mit Lenzeslug.
 Wärs' Blumenfädel du in tausend Scherben!
 Das junge Leben muß im Raufreif sterben.
 Walter Jensen.

— Kunst und Künstler, Verlag: Bruno Cassirer, Berlin. Preis 7 Mark, vierteljährlich Einzelheft 3 Mark. Das 7. Heft des XVI. Jahrgangs ist erschienen und enthält u. a. eine vortreffliche Arbeit von Karl Scheffler über Erich Hebel, erläutert durch saubere, klare Reproduktionen, ferner den hochinteressanten Aufsatz von Werner Weisbach: „Matthias Grünewald, Formales und Psychologisches“. Auch hier sind die Reproduktionen von Werken des bedeutenden mittelalterlichen Meisters hervorzuheben. Edward Wiesels Abhandlung über die „Neuerwerbungen der Berliner Gemäldegalerie seit 1914“ dürfte ebenfalls höchstes Interesse erregen.

— Neuerscheinungen der Universal-Bibliothek. (Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig.) Nr. 5961. Der Heberläufer. Kriegsbilder aus Frankreich und Flandern. Von Karl Mosner. Geh. 25 Pf. und 60% Feuerungszuschlag = 40 Pf. — Nr. 5962/63. Militärkraftrichterordnung vom 1. Dezember 1898 nebst Einführungsgesetz. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Kurt Eisner von Gronow, Feld-Oberkriegsgerichtsrat. Geh. 50 Pf. und 60% Feuerungszuschlag = 80 Pf. — Nr. 5964. Blüchers Briefe. Ausgewählt und erläutert von Dr. Heinrich Stümke. Mit Blüchers Bild. — Nr. 5965. Tante Fäschen. Volksstück in drei Aufzügen. Von Martin Fehse. — Nr. 5966. Ein deutscher Barbar. Erzählung. Von Luise Weiskirch. — Nr. 5967. Kriegskalender 1916. Teil II vom 1. Juni bis 30. Sept. 1916. Eine übersichtliche Zusammenstellung der gleichzeitigen Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Bearb. von General a. D. Wehler. — Nr. 5968—70. Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Von Friedrich Theodor Vischer. Herausgegeben und eingeleitet von Theodor Papstein. 1. Teil. (344 S.) Geh. 75 Pf. und 60% Zuschlag = 1,20 Mk. Das eigenartige Erzählwerk des großen Dichters und Ästhetikers ist ein Erzeugnis jenes wunderbarsten Humors, der den Schmerz zum Vater und die Freude zur Mutter hat. Das alltägliche Weiden des Erdmenschens am Endlichen und Unmenschlichen bildet das Thema der Dichtung; der Humor als Weltanschauung ist ihre Seele. Ihr Held ist eine tragische Gestalt, die Verkörperung des Widerspruchs von Unendlichem und Endlichem.

— Der gigantischen deutschen Offensive an der Westfront ist zum großen Teil die neueste Nummer, 3901, der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag F. A. Weber, Leipzig) gewidmet. Major a. D. von Schreibershofer legt im Eingangsartikel dar, welche Bedeutung „Der Durchbruch durch die englischen Stellungen“ für die weitere Entwicklung des Riesenkampfes hat. Eine Karte veranschaulicht die Front vom Meere bis zur Schweiz und den erzielten Geländegewinnen, der auf einer Nebenart noch im einzelnen umschrieben wird. Die Nummer enthält die Porträts der siegreichen Heerführer, denen die großen Erfolge zu danken sind. Zahlreiche Aufnahmen zeigen die Deuts an Gefangenen, Geschützen, Munition- und Proviantlagern, sowie interessante Momente vom Vortritt unserer Truppen. Meldungen von Hans von Hapel, Hans W. Schmidt, Richard Wmann, Willy Loeper, Alfred Liebing, R. Schmidt-Hamburg führen auf die verschiedenen Kriegsschauplätze und zu unserer Marine. Weitere Bilder geben den Besuch der Feldbesatzung des Hilfskreuzers „Wolff“ in Berlin wieder, andere lassen die Schönheit Kiows, der ukrainischen Hauptstadt, erkennen. Ein reich illustrierter Beitrag „Spinnstoffe im Zeitenwandel“ von Bernh. Max Strobos führt die Fabrikation von Papiergeweben und die Erzeugnisse der Papiergewebeindustrie vor Augen. Die „Kulturumbschau“ läßt verschiedene Autoren über die Frage der Kritik zu Worte kommen. Eine lustige, feldgrane Geschichte „Das indische Sackkleid“ von Karl Graf Scapinelli und eine Reihe weiterer Bildbeigaben und illustrierter Artikel gestalten den Inhalt des Heftes besonders vielseitig und anregend.

— Stuttgarter Reliefarten der Kriegsschauplätze. Nr. 39: Arras und Lille, Nr. 44: Somme und Ancre (Amiens—Arras—Bapaume—Peronne), Nr. 45: Somme und Die (Nesle—Laon—Soissons—Compiègne). Preis jeder Nummer 25 Pf. Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

— „Von Speise und Trank“. Unsere wichtigsten Nahrungsmittel nach Zusammensetzung, Gewinnung und Mengen. Von Dr. Alfred Hasterink (Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung; geh. Mk. 1,25; geb. Mk. 2,—).

Gleichung.

$\frac{1}{2} a + b + c + d = x$
 a Gemeinschaft, b Farbe, c Musik, d Führwort, x Tierwohnung.
 (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Magischen Quadrats.

G A R N
 A R I E
 R I G I
 N E I D